

Fünftes Kapitel.

Die Kalenderliteratur.

Stellen wir uns jetzt auf deutschen Boden. Die nächste Erscheinung aus unserer deutschen Volksliteratur, welche wir einer Beurtheilung unterziehen, sei das Kalenderwesen, schon aus dem Grunde, weil schon seit länger als einem Jahrhundert der Kalender mit zu denjenigen Büchern gehört, welche die Bibliothek des gemeinen Mannes bilden und weil sich aus der anspruchslosen Wurzel des „neuen verbesserten Kalenders“ der ganze Wald von Taschenbüchern und illustrierten Kalendern entwickelt hat. Ursprünglich nur dem einen Zweck dienend, die Zeit im Jahre anzugeben, sowie die Uhr die Tageszeit meldet, mußte er bald Erweiterungen annehmen, als man das Bedürfniß fühlte, gar manche Notizen, die zu der Jahreszeit in irgend einer Beziehung stehen, mit hereinzuziehen. Es kamen die wöchentlichen Anführungen der Sonntagsevangelien, die

Bezeichnungen des Mondwechsels und die Himmelszeichen hinein, weil das Volk und namentlich der Landmann glaubte, aus langjähriger Erfahrung danach die Witterung, die von so tiefeinschneidender Bedeutung für sein Leben und seine Thätigkeit ist, bestimmen zu können: alle die tausend Wetterregeln und Sprüche, die noch heutiges Tages im Munde des Volks sind, lehnen sich an den Kalender an: Matthias bricht all Eis; findt er keins, so macht er eins; — Lichtmeß will ein' die Kälte gar freß; — Pauli Befehung dreht sich der Wurm in der Erde 'rum; — Maria geboren, Bauer, säe dein Korn.

Es dauerte nicht lang, so verwandelte sich diese keineswegs ganz zu verachtende Volksweisheit im Kalender in Wetterprophezeihungen, die, neben dem Verzeichniß der Monatstage gedruckt, für einen so unentbehrlichen Bestandtheil eines rechtschaffenen Kalenders gehalten wurden, daß trotz des Kampfes, der von mehr als einer Seite dagegen unternommen wurde, sie noch immer ihre Zauberkraft darin behaupten.

Der Kalender spricht, es steht im Kalender, dies galt lange Zeit hindurch in allem Ernste so viel als wenn man sagte: es steht so im Evangelium; und wenn auch in unserer Zeit jene Redensart gerade die umgekehrte Bedeutung erhalten hat, so daß: „es steht im Kalender,“ so viel heißt

als: „es ist gelogen,“ so bleibt es eben doch beim Alten. Der evangelische Kirchentag hat vor einigen Jahren sich mit der Frage nach dem heidnischen Aberglauben in unserm Volksleben beschäftigt und Dr. Wuttke hat dessen einen Haufen zusammengebracht, daß man sich bei der vielgerühmten Bildung unserer Zeit erstaunt einander ansah: dahin gehört auch noch Vieles aus unserer Kalenderliteratur, wo neben dem Unsinn auch manches Sündliche steht.

Wenn aber, wie dies schon der Titel besagt, das Interesse der Haus- und Feldwirthschaft bei den Kalendern im Vordergrund stand, so ging doch fast schon von Anfang an das Interesse der Unterhaltung nebenher, oder wenn man glaubte, beide nicht hinlänglich vereinigen zu können, so erschienen für denselben Ort ein Wirthschaftskalender und ein Historienkalender. Es würde natürlich von dem Zwecke dieser Blätter zu weit abführen, obwohl es sich sonst sehr der Mühe verlohnt, wollte ich die Entstehung der Kalendergeschichten im Einzelnen nachweisen und darthun, wie die herrschenden Zeitrichtungen in Literatur und Politik sich in diesen Gebieten wieder abspiegeln. Genug, aus diesen Haus- und Schreibkalendern mit ihren Himmelszeichen und mit den groben Bignetten oben auf jeder Seite hat sich die Literatur der illustrierten Kalender entwickelt, welche vor einigen Jahren einen

bedeutenden Umfang zu gewinnen versprach, aber allerdings in unserer Zeit wieder durch andere Erscheinungen verdrängt worden ist.

Wenn ich jetzt aus der großen Zahl von Volkskalendern, welche zum Theil bloß Localschriften waren und darum gar nicht in den öffentlichen Buchhandel gelangten, zunächst einige der allerbesten ohne Rücksicht auf ihren christlichen und literarischen Werth oder Unwerth namhaft mache, so geschieht dies in der Absicht, um zunächst aus allgemeinen Merkmalen einen Maßstab für die Beurtheilung zu gewinnen. Neben den Kalendern für die Schweiz und für Schwaben, für Franken und für Thüringen, für Norddeutschland, für Hannover, für Schleswig-Holstein &c. gewannen sich bald ein größeres Publikum der Lahrer hinkende Bote, die Volkskalender von Gubitz, Hieritz, Berthold Auerbach, Steffens, Horn, Fr. Hofmann, Weber. Sie alle wollen neben dem rein Kalendarischen ihren Lesern eine anziehende und belehrende Unterhaltung bieten und diese Unterhaltung nach Umständen durch Abbildungen erläutern und würzen; daher finden sich darin außer astronomischen Belehrungen und Haushaltungsrecepten, Anekdoten in der Weise der älteren Kalendergeschichten und des Hebelschen Schatzkästleins, Novellen, historische Erzählungen, die seit Auerbach so beliebt gewordenen Dorfgeschichten, Gedichte und Lieder, Aufsätze geschichtlichen und naturwissenschaftlichen

Inhalts, kurz ein italienischer Salat von Stoff, wie er für das Volk nicht anders als passend genannt werden kann, wenn man für's Erste vom Inhalt noch absieht; denn das Volk zieht es seiner natürlichen Beschaffenheit nach vor, nach Art der Schmetterlinge von dieser und jener Blume zu naschen, als einem zusammenhängenden Stoffe Stunden und Wochen und Monate lang seine Aufmerksamkeit zu schenken, wobei es leicht Gefahr läuft, über dem heute Gelesenen die vor einiger Zeit gelesenen Abschnitte zu vergessen. Kam nun dieser Form der Volkskalender eine natürliche Vorliebe des Volks entgegen, so trat noch ein anderer Umstand hinzu, der ihren Einfluß doppelt bedeutend machte; ich meine das Bedürfniß nach Belehrung, das es darin befriedigt fand. Eigenthümlich ist es gewiß, daß das Volk, welches außerdem mit einer auffallenden Zähigkeit, fast könnte man sich versucht fühlen, es Halsstarrigkeit zu nennen, an den einmal zur Geltung gelangten Grundsätzen, an den von seinen Vätern überkommenen Ansichten, an seinen Vorurtheil festhängt, welches außerdem jeden Versuch einer Belehrung mit Mißtrauen und Argwohn hinzunehmen gewohnt ist, daß eben dies Volk willig und begierig aus dem Kalender Belehrung schöpft, dem Kinde gleich, das an seines Lehrers Mund hängt und keine höhere Weisheit, keine gewissere Wahrheit kennt, als was dieser gesprochen

hat. Zudem ist nicht zu übersehen, daß viele von diesen Kalenderschreibern es wohl weislich verstanden, auf die herrschenden Zeitgedanken und Zeitströmungen, die nun einmal auch am Volke nicht spurlos vorübergehen, eben dadurch erst zu Zeitrichtungen werden, schmiegfam und gefällig einzugehen, etwa wie die Jesuitenmoral auf die Menge Einfluß zu gewinnen trachtet, daß sie in pelagianischer Weise den Ernst und die Schärfe der göttlichen Gebote durch die Lehre von der Verdienstlichkeit auch der bloß äußerlichen Erfüllung mindert.

Dies alles zusammengenommen muß schon von vornherein die Vermuthung fast bis zur Gewißheit steigern, daß der Eindruck und Einfluß dieser Art von Volksschriften ein weit augenscheinlicherer und nachhaltigerer sein muß, als dies bei den Räuber- geschichten und den französischen Romanen der Fall war. Denn abgesehen davon, daß diese viel weniger allgemein durch alle Kreise der Bevölkerung verbreitet sind, sondern immer nur von einzelnen Classen gelesen werden, so haben da auch die Verfasser immer nur ein pecuniäres oder im besseren Falle, der allerdings seltener ist, ein künstlerisches Interesse an ihrem Werke: sie wollen Gelderwerben, wollen sich einen Namen machen, oder es ist der poetische, der literarische Drang, der sie zum Schreiben treibt. Bei den Volkskalendern liegt aber fast durchgehends eine ganz bestimmte Tendenz zu Grunde und ihre

Verfasser arbeiten mit Bewußtsein, mit Eifer, nicht selten auch mit Fanatismus auf ihr Ziel los. Und wo in solcher Weise auf einem günstigen und empfänglichen Boden gearbeitet wird, da müßte es doch wunderbarlich zugehen, wenn er nicht Früchte tragen sollte. Und er hat sie getragen zum Guten, aber leider auch zum Schlimmen.

Gegensatz gegen das Christenthum, das ist im Allgemeinen bei manchen von diesen Kalendern die Tendenz, die sich durch das Ganze hindurchzieht, so wenig sie es auch Andern und vielleicht auch sich selbst gestehen mögen; und namentlich wenn man an dem Worte des Herrn festhält: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet, so tritt dieser Gegensatz in den mannigfachsten Abstufungen und Schattirungen auf. Nun hat freilich der Sauerteig des Evangeliums bei uns alle Verhältnisse durchdrungen und so wenig der Mensch es vermag, sich aus der unsere Erde allenthalben umgebenden Atmosphäre herauszureißen und wegzuflüchten, so wenig gelingt es auch jenen Schriftstellern, sich von den Einflüssen des Christenthums loszumachen, und in diesem Sinne haben sie wohl Recht, wenn sie behaupten, auch ihre Werke ständen noch auf christlichem Boden; selbst der jüdische Berthold Auerbach und seine literarischen Glaubensgenossen sind in christlicher Umgebung aufgewachsen und verdanken christlichen

Einflüssen einen großen Theil ihrer Bildung. Aber damit ist doch noch keineswegs gesagt, daß das Christenthum wie ein Stück Tuch sei, davon man sich je nach Belieben und nach Bedürfniß abschneidet, um den nicht gebrauchten Rest, die Abschnitzel dann wegzuworfen. — Das Christenthum ist ein Ganzes, aus dem man auch nicht das kleinste Theilchen wegnehmen kann, ohne dadurch zugleich das Ganze zu einem Bruchstück zu machen.

Der bekannteste, obwohl nicht der erste der Zeit nach, unter diesen Kalenderschreibern ist Berthold Auerbach, wie schon gesagt, ein Jude von Geburt, vor allen andern Schriften berühmt geworden durch seine Schwarzwälder Dorfgeschichten, die Stammeltern eines unermesslichen Geschlechts. Es ist eine schwere und undankbare Aufgabe, bei deren Lösung man auf wohlfeile, aber beißende Entgegnungen gefaßt sein muß, bei einem Manne, welcher unbestritten eine so hervorragende Stellung in der neueren deutschen Literatur einnimmt und verdienster Maßen zu unsern besten Schriftstellern gezählt wird, auf die Schattenseiten in seinen Werken hinzuweisen; und daß solche Schatten, und zwar recht düstere Schatten seine Schriften verdunkeln, kann man schon nach seiner Nationalität und nach den Studien, die er getrieben hat, vermuthen. Wenn in unsern Tagen von mancher Seite das Treiben der sogenannten Reformjuden bespottet und

zugleich ernst gerügt wird, so hat dieser Spott und diese Klagen in dem entgegengesetzten Heerlager Hohngelächter, aber auch verbissenen Ingrimm erregt; aber der Thatbestand, der wirkliche Sachverhalt läßt sich nun einmal nicht weggleugnen: mögen sie als commis voyageurs im Eisenbahnwagen mit widerlicher Zubringlichkeit sich mit ihrer Aufgeklärtheit brüsten oder mögen sie als Literaten sich als die Vertreter der gesammten Presse betrachten und ihr unbedingtes Ich zum Maßstab aller Dinge im Himmel und auf Erden machen, es bleibt immer dasselbe lächerliche und aufgeblasene Geschlecht, das mit hohem Selbstgefühl in alle Dinge d'rein redet, wenn es auch nicht das Geringste davon versteht und sich nicht das Geringste darum zu bekümmern hat, das trotz seiner grenzenlosen Unwissenheit und Beschränktheit in den Waggonen und an den Wirthstafeln und in der Presse das große Wort führt.

Mit diesen Leuten Auerbach zusammenwerfen zu wollen, wäre eben so lächerlich als unrecht; er hat viel zu viel Geist, Bildung und Charakter, um nicht selbst von ihrer Oberflächlichkeit abgestoßen zu werden und hat dies auch durch die That bewiesen. Aber er ist ein Jude, und wenn er auch längst dem Glauben Israels fremd geworden ist und auch äußerlich die Sitte seiner Väter aufgegeben hat, so ist ihm doch der gekreuzigte Christus ein Aergerniß geblieben oder er hat höchstens darin

seinen Standpunkt geändert, daß der Name von Nazareth ihm aus einem Aergerniß zu einer Thorheit geworden ist. Nicht als ob er offenen Haß gegen das Christenthum predigte oder seine Verachtung gegen dasselbe untersteckt an den Tag legte; nein, er giebt sich vielmehr in seinem Gebattersmann den Anschein, als habe er das Evangelium seinem Kern, seinem Hauptinhalte nach in sich aufgenommen und stehe nun, ein zweiter Nathan, über den Parteien, um ihnen allen Duldung zu predigen und sie durch seine Weisheit allmählich von der beschränkten Auffassung des Kirchenglaubens zu der allgemeinen Menschlichkeitsreligion zu führen. So ist es von seinen Verehrern mehrfach mit Bewunderung ausgesprochen worden, daß seine Anschauungsweise weitherzig und unbefangen genug sei, um auch die Schwächen und Fehler seiner eigenen Nation, seines Stammes in seinem Volkskalender an den Pranger zu stellen. Allein abgesehen davon, daß gerade eine solche Bloßstellung des Schadens Josephs kein sehr empfehlenswerther Zug von einem jüdischen Schriftsteller ist und gewiß Scham oder Mitleid besser an ihrer Stelle gestanden hätte, will es mich auch bedünken, daß solche Erzählungen, die ihr Urbild in den Späßen des rheinländischen Hausfreundes haben, immer nur einer ähnlichen Erzählung zur Folie dienen, wo dann das Gebahren der Christen mit Scorpionen gezüchtigt wird, nachdem er seine

Stammesgenossen lindiglich mit Ruthen gestäubt hat. In den Gesetzgebungen der meisten Länder findet sich ein Paragraph, wonach Aufreizung zu Haß und Verachtung unter den Staatsangehörigen verboten ist: mit Sammetpfötchen thut das der Gebattersmann, aber die Krallen kommen doch zum Vorschein; zwar nennt er den Herrn Jesus dabei nie, läßt ihn wohl auch als einen guten und frommen Mann gelten, will auch das Christenthum in seinen Ehren bestehen lassen; sein Kampf gilt bloß, wie er sich ausdrückt, „dem Religionsheuchler, der es bequemer findet, vor Gott auf den Knien zu liegen und bei den Menschen allerlei süße Worte zu machen und die Hände immer fromm zu falten, statt aufzustehen und etwas Tüchtiges, Gottgefälliges zu thun und seinen Brüdern die hülfreiche Hand zu reichen.“ Daß man aber vor Gott auf den Knien liegen und die Hände fromm falten kann, ohne ein Religionsheuchler zu sein, davon sagt er nichts und hat kein Verständniß und keine Ahnung von dem, was Luther in der Vorrede zum Römerbrief sagt: „o, es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht sollte ohne Unterlaß Gutes wirken!“ Seiner Vorstellung von der Vortrefflichkeit des Menschengeschlechts sind die ernstesten Lehren der heiligen Schrift von der Verderblichkeit und Erlösungsbedürftigkeit der menschlichen Natur ein Dorn im Auge und

darum wirft er alle Christen, denen es ein Ernst ist mit ihrer Seligkeit und die es verschmähen, an dem Worte Gottes herumzudeuteln und davon abzumarkten, was dem menschlichen Stolz unbequem ist, in einen Topf mit dem Religionsheuchler. Die Duldung, die er überall im Munde führt, erstreckt er auf Juden und Judengenossen, aber nicht auf den gläubigen Christen: er läßt einen Wähler am Tage der Abgeordnetenwahl in einem unendlich breiten und unendlich lächerlichen Morgensegens u. a. auch also beten: „heilig sei dem Bruder das Gotteshaus, heilig seien ihm die Zeichen und Worte, darin der Andere zu dir sich wendet. Friede und Freiheit in den Glaubensbekenntnissen, Friede und Freiheit zwischen ihnen!“ Aber der Gebattersmann ärgert sich wieder an den Heiligenbildern, die sein Gebatter kaufen will und darunter sind auch Bilder aus der heiligen Geschichte zu verstehen.

Der Gebattersmann ist nach kurzem Bestehen selbst wieder eingegangen, die mitgetheilten Proben werden hoffentlich genügen, um seine dem Christenthum feindliche Tendenz zu kennzeichnen. Verderblich ist gerade die etwas zaghafte Art des Kampfes gewesen, die den Unkundigen leicht täuschen konnte; denn wenn es auch ein Irrthum wäre anzunehmen, daß die größere Mehrzahl des deutschen Volkes eine tiefere Auffassung der christlichen Heilswahrheiten sich zu eigen gemacht habe, so unterliegt es doch

keinem Zweifel, daß ein großer Theil selbst der halben und lauen Christen sich ermannet und auf die Warte gestellt haben würde, wenn sie gewußt hätten, daß es sich darum handele, ihnen nach und nach den Grund ihres Glaubens zu untergraben. So aber wurden sie durch hohle Redensarten in Sicherheit gewiegt und freuten sich wohl selbst, durch so wackere Männer ein neues Licht angezündet und das Christenthum vom todten Buchstaben- dienst und veralteten Formelnram gereinigt zu sehen; das Christenthum selbst glaubten sie nicht gefährdet, da es ja wiederholt gepriesen und christliche Nächstenliebe gepredigt wurde.

Es braucht nach dem Gesagten keiner weitläufigen Erörterung mehr, daß der Gebattersmann auch da, wo er sich nicht auf dem kirchlichen oder vielmehr antichristlichen Gebiete bewegte, nachtheilig und verderblich einwirken mußte; denn ein arger Baum kann nicht gute Früchte bringen und dazu gehören alle Bäume, die nicht auf christlichem Boden stehen. Dahin rechne ich besonders die bei Auerbach fast zu einer Idiosynkrasie gewordene Feindschaft gegen das Beamtenthum, die allerdings in manchen Gegenden einen sehr schlimmen Samen ausgestreut und arge Früchte getragen hat; er hat in manchem Betracht so unrecht sonst nicht, namentlich da, wo er den lächerlichen Hang der Deutschen geißelt, überall polizeiliche Hülfe zu beanspruchen, selbst da,

wo männliches Eingreifen nicht blos erlaubt, sondern sogar geboten ist. Ja man kann es sogar zugehen, daß gerade durch den modernen Polizeistaat dem christlichen Glauben und dem christlichen Volksleben eben so empfindliche Wunden geschlagen worden sind, als durch die weltverbessernden, himmelanstürmenden Literaten. Aber man kann jeder beliebigen politischen Farbe angehören und wird doch dies ewige Käsoniren über Staatseinrichtungen und Staatsbeamte unerträglich finden; der Dr. Gescheitle im Gebattersmann, dieser caricaturartig gehaltene Repräsentant der Naseweisheit und Besserwisserei, ist nur ein Abbild von dem Gebattersmann selber, und wenn es dem nachginge, so müßten zuletzt Tausende von gescheiterten Unterthanen dastehen und der Obrigkeit zurufen: nicht so! Es muß anders werden; wie bei einer Feuersbrunst gewöhnlich die müßfuge Zuschauermenge mehr schwatzt und lärmt als die thätigen Spritzen- und Zimmerleute.

Die Jahre, wo der Gebattersmann entstand und bestand, waren eine Zeit des Suchens und Drängens, die Zeit der constitutionellen Kämpfe, und dies prägt sich auch in dem Kalender auf die entscheidendste Weise aus; fast auf jeder Seite ist von den Volksvertretern, von der gesetzlichen Freiheit u. die Rede, und es ist dem Verfasser ein Ernst damit, wenn er von Gesetz und Ordnung redet; denn bekanntlich ist er im Jahre 1848 den

Unbefonnenheiten und dem Frevel der Umsturzpartei entschieden entgegengetreten. Ob dieses nüchterne und besonnene Ansfichhalten und Abwehren in dem Tau-meljahre vielleicht mit der eben dadurch gereiften Erkenntniß zusammenhänge, daß, wer Wind säet, Sturm ernten muß, wer will das entscheiden? Etwas Verderbliches vermag ich in dem Constituti-onalismus des Gebattersmannes nicht zu erblicken, so wenig als ich die Furcht eines verstorbenen Königs für begründet ansehen kann, daß mit der Verfassung sich ein Blatt Papier zwischen ihn und die Herzen seines Volkes stellen werde; aber am rechten Plage scheint er denn doch nicht gewesen zu sein; denn das Volk hat wichtigere und bessere Dinge zu thun als über Verfassungen zu kanne-gießern, und über die Stufe des Kannegießerns erheben sich die Wähler und der Better Andres und der Better Michel doch nicht. Weniger ver-derblich als langweilig und unter Umständen lächer-lich sind diese Herzensergießungen, die in dem bereits erwähnten Morgensegen eines Wählers am Tage der Abgeordnetenwahl ihren Gipfelpunkt, aber gleich auch den Gipfel der Abgeschmacktheit erreichen: man könnte denselben wirklich constitutionelles Gebet eines constitutionellen Wählers nennen. Es ist darin weniger der manchmal nahe an das Gotteslästerliche streifende Mißbrauch, der mit mißverstandenen und falsch citirten Bibelstellen getrieben wird, der den

christlichen Leser antwidert, wie wenn z. B. der Spruch: Viele sind berufen, aber nur Wenige sind auserwählt — herbeigezogen wird, um zu beweisen, wie wichtig und wie schwer es sei, einen passenden Abgeordneten zu wählen; man kann sich allenfalls dabei beruhigen und es damit entschuldigen, daß gerade bei diesem Morgensegen der Verfasser seiner Meinung nach sehr religiös gestimmt war und es ihm wirklich ein heiliger Ernst war mit diesem Gebete, wie jenen Kindern, die bei einem großen Ungewitter das in der Schule gelernte A B C für das Höchste und Heiligste hielten, was es auf Erden gebe, und, zum Beten aufgefordert, anfangen zu buchstabiren: b—a ba, b—e be, b—i bi, c. Aber wenn er nun anfängt, dem Herrn des Himmels und der Erde von der Glaubens- und Gewissensfreiheit, von der Freiheit der Presse, des Bodens, des Handels und der Gewerbe, von der gerechten Vertheilung der Steuern und von der genauen Controlirung des Budgets, von dem Strafgesetzbuch und den Schwurgerichten, von der entente cordiale mit andern Völkern, nicht zu erzählen, sondern weitläufige, herablassende Belehrungen ihm darüber zu ertheilen und sich in diesem drei Seiten langen Aufsatz halb als Kind, halb als Schulmeister zu gebärden, so kann man dazu blos die Achseln zucken und es bedauern, daß sich ein begabter Dichter in

solche Geschmacklosigkeit verlieren konnte: hier hört die Volksliteratur auf.

Wenn ich in der vorliegenden Darstellung auf Bertholds Auerbachs deutschen Familienkalender keine Rücksicht genommen habe, so geschah das einmal aus dem Grunde, weil er durchaus nicht als eine Fortsetzung des Gevattersmannes betrachtet werden darf, sondern aus der Bauernstube und der Werkstatt des Bürgers sich in den Salon geflüchtet hat, und dann, weil auch an sich das Verbissene, das Revolutionäre in Ansehung des Christenthums in diesem Familienkalender kaum mehr zu Tage tritt.

Dagegen hat ein nicht ganz unbedeutender Theil unserer Kalenderliteratur der Kirche und dem christlichen Volksleben gegenüber so ziemlich denselben Ton angeschlagen, wie der Gevattersmann, obgleich ihre Verfasser äußerlich der christlichen Kirche angehören; aber bei einer vollständigen innern Erkaltung und Entfremdung war es eben nicht anders möglich, als daß sie über die Stufen der Gleichgültigkeit, der herablassenden Duldung bis zum offenen Gegensatz gegen die Kirche hinabstiegen. Die große Masse aber dieser Volkskalender (man vergleiche Gubitz, den Lahrer Boten, Weber) hat die goldene Mittelstraße eingeschlagen, d. h. sie wollen es nach keiner Seite hin verderben und wirken dadurch, meiner Meinung nach, verderblicher als offene und heftige Angriffe; auch die Kirche könnte von diesen

„Beschützern der Religion“ sagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich schon fertig werden.

Man kann ganze Seiten durchlesen, ohne auch nur auf die geringste Feindseligkeit gegen das Christenthum zu stoßen; ja als besondere Würze wird auch von Zeit zu Zeit oder vielmehr von Bogen zu Bogen einmal ein frommer Spruch, ein Bibelvers, ein Gesangbuchslied, ein Volksspruchwort darein gegeben, aber da die Zeit nun einmal so weit fortgeschritten ist, so müßte es der Kalenderschreiber ja für eine grobe Unterlassungssünde halten, wenn er sich nicht zur rechten Stunde daran erinnerte, daß er auf den Fortschritt ein Loblied singen und folgerecht auf die Rückschrittmänner, die Finsterlinge, die Maulwürfe, die das Tageslicht scheuen, die nöthigen Steine werfen müsse. Es gelte jetzt einen neuen Kreuzzug, meint solch' ein Pfadfinder der Neuzeit, der freilich kein so äußerliches Ziel haben könnte, wie die Kreuzzüge des Mittelalters, denn wir suchen heut zu Tage Gott nicht mehr an diesem oder jenem Ort,*) wir haben bereits etwas tiefer in das Wesen der Gottheit geblickt, und wissen, daß die Menschen die Offenbarung Gottes in ihrem ewigen Geist, in ihrer freien,

*) Das thaten bekanntlich die Kreuzfahrer auch nicht, deren Unternehmung ganz andere Beweggründe hatte.

schönen Menschlichkeit tragen, wenn wir die letztere nur zu entdecken und zu entfalten verstehen. Dem Verfasser kommt dabei freilich selbst ein leises Bedenken in den Sinn, denn er fügt hinzu: „allein das ist eben die noch zu lösende Aufgabe. In der That und Wirklichkeit haben die Menschen überhaupt den Menschen verloren, haben ihn begraben in kleinliche, eigensüchtige Interessen und eitle Formen.“

Das Volk wird wohl diese Redensarten kaum verstehen, wie sie verstanden werden müssen, wenn anders nicht die gefährlichsten Irrthümer dabei mit unterlaufen sollen; darum ist es aber um so schlimmer, daß es sich doch etwas davon herausnimmt und in seine Denkweise übersezt. Durch diese ganze Richtung hindurch zieht sich ein Nichtverständnis und darum auch eine Geringschätzung des geoffenbarten Gotteswortes, das man nach dem Vorgange der Aufklärer im vorigen Jahrhundert auf gleiche Stufe mit Menschenreden und Menschenchriften stellt oder, bewogen durch diese oder jene auch dem natürlichen Menschen als erhaben erscheinende Stelle, als ein besonderes weises Buch anerkennt und preist. Von den Einflüssen und Wirkungen, die diese Mißachtung der Offenbarung auf das lesende Volk haben mußte, wissen die Bibelgesellschaften und die Bibelcolporteurse leider genug zu erzählen; und es ist nicht gerathen, gegen solche betäubende Erscheinungen die Augen zu verschließen. Ueberflüssig und erfolglos

würde es sein, an dieser Stelle eine Apologie der Offenbarung zu versuchen; aber das muß mit aller Entschiedenheit betont werden, daß rücksichtlich der Stellung und des Unterschiedes von natürlicher und geoffenbarter Erkenntniß nimmermehr von einem Mehr oder Minder die Rede sein kann, wonach dann beide unmerklich in einander übergangen, sondern daß es eben zwei verschiedene Wege sind, die gerade nicht von einander wegführen, und wohl theilweise neben einander herlaufen, aber einander nicht berühren.

Deshalb ist es beklagenswerth und verderblich, wenn solche Volkskaleender bewußt oder unbewußt darauf hinarbeiten, den Offenbarungsglauben im Volke zu untergraben und ihm anstatt der Schrift, welche seines Fußes Leuchte war und ein Licht auf seinem Wege, nur ein Buch in den Händen lassen, welches neben manchem Ueberflüssigen und sogar auch Unsittlichen doch auch manche brauchbare Moral, manche aner kennenswerthe Wahrheit enthalte; denn dahin muß es früher oder später einmal kommen. Ferne sei es von mir, als Hilfsbeweis für die Verderblichkeit solcher Bestrebungen auch die drohende Gefahr zu benutzen, daß mit dem Fallen des Offenbarungsglaubens auch die Autorität der weltlichen Obrigkeit fallen müsse; denn wie es nichts Widerlicheres giebt, als einen religiösen Conservatismus, der nur aus Furcht vor den Gespenstern der Re-

volution, der rothen Republik und des Communismus an der Bibel und am Katechismus festhält, so wäre es doch jedenfalls auch eine unwürdige, eine lächerliche Ansicht, wollte man die Offenbarung nur als einen Popanz gebrauchen, um etwa das unmündige Volk in Schranken zu halten. Nein, wenn sie nichts anderes wäre, wenn ihr nicht die innere Wahrheit zur Seite stände, dann weg mit ihr, lieber keine Religion, als ein Gebäude von Lug und Trug, das nur durch fremden Sold sich hielt. Wohl aber hängt ein anderer und kein geringerer Schade damit zusammen, ich meine der Zerstörung der sittlichen Gesundheit im Volke.

Unter der sittlichen Gesundheit ist aber nicht etwa nur ein Zustand zu verstehen, wo die Angriffe gegen das Leben und das Eigenthum sich mindern und auch die Zahl der unehelichen Geburten eine geringere wird; gegen derartige Unsittlichkeit predigen auch die Volkskalender, zur sittlichen Gesundheit gehört vor allen Dingen, daß der Maßstab der Sittlichkeit nicht ein zufälliger, wechselnder, nach den Neigungen und Launen der Menschen sich richtender, sondern ein objectiv gegebener und feststehender sei. Nun kommt aber solch ein Kalender und richtet vor der Menge irgend ein Ideal von Moral und Tugend auf, das dem goldenen Kalbe der Israeliten vergleichbar ist; denn der Dienst dieser bürgerlichen Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit ist

offenbar ein viel leichter und bequemer als das Streben nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, davon der Herr sagt, Luc. 17, 10.: wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: wir sind unnütze Knechte. Und trotz aller bescheidenen Zugeständnisse von menschlicher Unvollkommenheit ist es doch gerade damit in unserm bequemen Zeitalter am wenigsten ernstlich gemeint, und die Folge ist, daß mit der Erkenntniß der Sünde das Bewußtsein von ihrer Strafbarkeit nicht allein vor Menschen, sondern auch vor dem heiligen und gerechten Gott, und das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit abgeschwächt wird.

Die Früchte dieser modernen Moral, die dem menschlichen Stolge schmeichelt, wachsen dann wie Pilze aus dem Boden auf, und ohne mich auf den unnützen Streit des Sonst und Jetzt in Betreff der Sittlichkeit einzulassen, kann ich mich wohl mit der Hinweisung auf die Thatsache begnügen, wie Meineide, Angriffe auf das Leben und die Gesundheit, Selbstmorde, Vergehen gegen die Sittlichkeit im engern Sinn, Diebstähle u. in erschreckender Weise zunehmen; als den sprechendsten Beweis aber für die bereits eingetretene Verwirrung und Vernichtung aller sittlichen Begriffe muß es gewiß jeder Unbefangene anerkennen, wenn ein vielgelesenes Blatt neulich die Schuld eines Mordes, den ein Ehemann an seiner Frau beging, weil die Ehe-

scheidung ihm nicht gestattet wurde, auf die biblische Auffassung der Ehescheidungsgründe und damit zuletzt auf den Herrn selber wälzen wollte, der gesagt hat: wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um Ehebruch, der macht, daß sie die Ehe bricht. Matth. 19, 9.

Und all' diese sittliche Verkommenheit sollen wir gerade verschuldet haben? So höre ich manch' einen ehrbaren Kalenderschreiber halb entrüstet, halb höhnisch fragen. Nicht ganz, nicht allein, antworte ich darauf, aber einen Theil der Schuld, und nicht einen geringen, tragt ihr daran, und je größer' das Publicum ist, welches sich um euch sammelt und arglos eure Predigten von Menschenwürde und Tugend hinnimmt, um so größer ist eure Schuld; denn wer anders lehret denn das Wort Gottes lehret, der entheiligt unter uns den Namen Gottes, und das habt ihr gethan, und nicht blos gethan, sondern auch Andere dazu verleitet.